

Predigt anlässlich der Einführung der Vorstände Mario Behrends und Pfr. Dr. Ley
Oldenburg, 15.3.2024

„Über die Unsichtbarkeit des Sichtbaren“

Es sind *Millionen*. Millionen Menschen, die im Schatten der öffentlichen Aufmerksamkeit leben. Oft fühlen sie sich als Menschen zweiter Klasse. Alle reden von Inklusion, aber in weiten Teilen passiert das Gegenteil. Millionen Menschen werden exkludiert. Tagtäglich. Sie sind mitten unter uns, und dennoch bleiben sie unsichtbar. Ja, mehr noch, sie werden unsichtbar *gemacht*, aktiv übersehen, ausgegrenzt.

Es geht um Menschen mit Behinderungen, um Bedürftige, die vor den Tafeln für Lebensmittel oder eine warme Mahlzeit Schlange stehen. Es geht um obdachlose und um suchtkranke Menschen, um Straffällige, Langzeitarbeitslose und um alte, pflegebedürftige Menschen. Menschen, die *da* sind, aber (viel zu oft) nicht gesehen werden.

Eine kollektive Verabredung zur Verdrängung, die jeden Tag aufs Neue scheinbar mühelos gelingt. Wie kann das sein? Was stimmt nicht in der inneren Justierung einer Gesellschaft, die so mit Menschen umgeht, die mitten unter uns sind?

Dass die Eltern eines unterschenkelamputierten Kindes mit Hörbeeinträchtigung ihr Kind zwar in der örtlichen Kita unterbringen konnten, aber dann in der Grundschule, die ihr älteres Kind besucht, auf massiven Widerstand stoßen, lässt sie verzweifeln. Mich macht es wütend. Noch viel mehr gilt das, wenn Menschen im Rollstuhl in öffentlichen Verkehrsmitteln von Mitfahrenden bepöbelt werden oder der BusfahrerIn zugerufen wird, sie solle doch weiterfahren und den „Spasti“ an der Haltestelle stehen lassen, weil der den ganzen Verkehr aufhält.

Ich habe Angst vor einer Gesellschaft, in der einem solchen Verhalten niemand widerspricht. Hier wird die Würde des Menschen mit Füßen getreten und einer Logik der Ausgrenzung Raum gegeben, die immer unverhohlener zu Tage tritt. Teilweise in Gestalt eines gut gemeinten Ratschlags: „Ihr Kind wäre doch in einer Förderschule sicher besser aufgehoben, finden Sie nicht?“

„Nein, finde ich nicht. Unsere Tochter ist im normalen Alltagsleben im Grunde nur geringfügig eingeschränkt. Weder sie noch wir wünschen eine Sonderbeschulung in 40

km Entfernung. Sie soll hier zur Grundschule im Stadtteil gehen wie andere Kinder auch.“

Das ist die eine Seite (Ausgrenzung in Sondersettings). Umgekehrt muss es Menschen mit besonderen Bedarfen möglich sein, spezialisierte Unterstützungsleistungen in Anspruch zu nehmen, die zur Teilhabe an der Gesellschaft erforderlich sind, *ohne* sich für diese Inanspruchnahme rechtfertigen zu müssen. Inklusion heißt ja nicht, die besonderen Bedarfe wären nicht da oder dürften nicht öffentlich werden. Inklusion heißt, dass wir keinen Unterschied machen und dass alle Menschen volle Teilhabe am Leben haben und nicht die einen von der Sonne beschienen und die anderen in den Schatten geschoben werden.

Es ist ein schmaler Grad. Besondere Bedarfe nicht zu sehen und in spezialisierten Angeboten zu berücksichtigen wäre ebenso fatal wie die Ausgrenzung in geschlossene Settings. Weder die Inanspruchnahme von besonderen Leistungen noch die Inanspruchnahme des Rechts auf Teilhabe dürfen diskreditiert werden. Jeder Mensch ist es wert, gesehen und gehört zu werden. Und wer etwas anderes behauptet, gefährdet den Zusammenhalt in der Gesellschaft.

Es sind *Millionen*. Millionen Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, z.B. weil sie alt und pflegebedürftig sind. Sollen diese Menschen oder deren Angehörige sich ernsthaft dafür rechtfertigen müssen? Zeitweilig entsteht der Eindruck, die Begegnung mit alten Menschen stellt für manche eine Zumutung dar, weil sie uns die Hinfälligkeit unserer eigenen Existenz vor Augen stellen.

Auf andere angewiesen zu sein, körperliche Schwäche und dementielle Veränderung werden als Ärgernis wahrgenommen, dem man sich nicht gerne ausgesetzt sehen will – schon gar nicht im öffentlichen Raum oder beim Restaurantbesuch. - All denen, die ernsthaft der Ansicht sind, das sei unästhetisch und nicht zumutbar, halte ich entgegen: Bedenke, die Menschen, die du durch Blicke und Worte aus der Realität zu schieben versuchst, waren alle einmal weit jünger als du es heute bist!

Das Recht auf Verdrängung kann ich niemandem absprechen, aber daraus erwächst noch lange kein Recht auf Verunglimpfung und auf Ausgrenzung.

Solch eine Art, zu denken und zu sprechen hat fatale Auswirkungen auf unser Zusammenleben in diesem Land. Die Haltung „Aus den Augen aus dem Sinn“ ist keine harmlose menschliche Schwäche, sondern die Wurzel großen Übels. Oft auch politisches Kalkül.

Wer nur einen flüchtigen Blick in die Bibel geworfen hat, weiß, dass im hebräischen wie auch im griechischen Teil der hl. Schrift eine große Zahl an Textbelegen zu finden ist, die von uns Menschen Achtung vor dem Alter einfordern, Hilfen für die sozial Schwachen, konkreten Einsatz für Kranke, Inhaftierte, Wohnungslose, Witwen und Waisen, Menschen mit Behinderungen, von Armut betroffene oder geflüchtete Menschen, [...]. All diese Impulse lassen sich bündeln in der Formel „*Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst*“. Das mit der Selbstliebe klappt auch nicht immer. Aber die meisten können das ganz gut. Viel zu gut, wie ich finde. Immer häufiger sehen wir eine „Ich zuerst-Mentalität“, die die Bedarfe von anderen den eigenen hintenanstellt. Teilweise geht das so weit, dass existentiell Betroffenen ganz elementare Rechte - und damit zugleich ihre Würde - abgesprochen werden. „Die sind selber schuld. Was das alles kostet! Die sollen mal ganz still bleiben, bitte.“

Nein, bitte nicht still bleiben, liebe Gemeinde. Bei solcher Menschenverachtung heißt es entschieden zu widersprechen. Und da die Betroffenen dies in der Regel nicht selber tun, ist es unsere Aufgabe, zu helfen und zu unterstützen, wo es geht. Und es geht immer etwas!

Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Rechte und Interessen von anderen sind ebenso erst zu nehmen wie unsere eigenen. Wir sind gehalten, anderen zu helfen wie auch wir gerne Hilfe erfahren würden, wenn wir einmal Hilfe benötigen. Nicht bevormundend, nicht selbstgefällig, sondern unaufgeregt, zugewandt und entschlossen.

Als Diakonie verfolgen wir einen klar formulierten Auftrag. Und das ist kein *selbstdefinierter* Auftrag, sondern ein Auftrag, den Gott uns erteilt hat. So verstehe ich das. Wer eine Pointe daraus bilden will, könnte sagen: Wir haben eine Leistungsvereinbarung, nicht nur mit den Kostenträgern, sondern vor allem mit Gott selbst. Jesu Worte in Matthäus 25, denke ich, ließen sich so interpretieren. Da heißt es: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen. (Matth 25,)

Diakonie und Kirche nehmen diesen Auftrag ernst und setzen ihn um. Es geht um ganz elementare und konkrete Dinge. Und wenn man den gerade zitierten Aufgabenkatalog inhaltlich weiterdenken will, dann geht es um genau *die* Situationen im Leben, wo Menschen existentielle Unterstützung benötigen. Das sind die Situationen, wo Sie und

ich spontan ausrufen würden: „Um Gottes Willen, da muss man doch etwas machen!“ Um Gottes Willen würde ich in diesem Falle wörtlich verstehen. Gott will, dass wir hier unterstützend eingreifen. Nicht paternalistisch, indem wir die Not der Menschen für uns vereinnahmen. Sondern in der Weise, dass wir mit den Betroffenen gemeinsam klären, was Not tut und dran ist.

Dieses geschieht tagtäglich, in- und außerhalb von Diakonie und Kirche. Menschen mit und ohne christliches Bekenntnis engagieren sich für diese Aufgabe und folgen Gottes Ruf – die einen erklärtermaßen, die anderen aus sich heraus bzw. aus dem inneren Impuls ihres Herzens. Das mag final in der Rückschau als christliche Zuwendung erkennbar werden: *Was ihr getan habt, einem von diesen meinen geringsten Brüdern [und Schwestern], das habt ihr mir getan.* (Mt 25, 40).

Es ist ein Dienst am Menschen um des Menschen willen. Es ist der Blick für die, die oft übersehen werden. Der Blick für die, die Gott im Auge hat. Wer sich für andere Menschen engagiert, die in der öffentlichen Wahrnehmung oft in die Unsichtbarkeit verschoben werden, der engagiert sich für eine Gesellschaft, in der jeder Mensch gesehen wird, weil er es wert ist. Das ist kein Werbeslogan, sondern eine Haltung, die Respekt und Wertschätzung verdient.

Denn es sind Millionen. Millionen Menschen, die sich für andere einsetzen; in der Jugendhilfe, in der Sozialberatung, in der Pflege, in Medizin, Therapie und Reha, in der Verwaltung sozialer Einrichtungen, als Streetworker oder in den ambulanten Hilfen. Es sind Millionen Menschen in unserem Land, die in sozialen Berufen tätig sind.

Auch sie sind oft unsichtbar – und das sollten sie nicht sein! Sie sollten ins Licht treten und gesehen werden, denn sie bringen sich ein für betroffene Menschen und für unsere Gesellschaft. Das verdient Respekt und Hochachtung.

Ich zitiere Jesu Worte aus der Bergpredigt: „Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen? [...] Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ (Mt 5, 13-16)

Menschen in sozialen Berufen dürfen stolz sein auf Ihre Arbeit und auf das, was sie täglich leisten. Oft unbemerkt von denen, die einfach nur froh sind, dass jemand sich um „diese Menschen“ kümmert. Damit übersehen sie sowohl die Menschen, denen im

Schatten der Aufmerksamkeit ihre gesellschaftliche Sichtbarkeit abgesprochen wird: Menschen mit Behinderung, alte und pflegebedürftige Menschen z.B., als auch die aber-tausenden Heldinnen und Helden, die jeden Tag aufs Neue ihren Dienst am Nächsten vollbringen. Aus voller Überzeugung. Gott sei Dank! Amen